

Nr. 224. Bromberg, den 20. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(8. Fortsetzung.

Auch Sender zuckte zusammen, als er sich plötzlich am Eingang der Ruine fand, und wandte sich eilig zur Flucht. Dann aber schämte er sich, auch trieb ihn die Neugier, doch mindestens einen Blick in den Burghof zu tun. „Der Pojaz fürchtet sich nicht!" murmelte er, um sich Mut zu machen, halblaut vor sich hin.

Er machte sich auf vieles gefaßt, aber beim besten Willen konnte er zuerst nichts Unheimliches gewahren. Über dem verfallenen Gemäuer war tiefste Einsamkeit, und breit und voll legte sich die Sonne auf die Steine und das Gras, das lustig dazwischen emporschoß. Tausend Mücken schwirrten wie ein Goldregen durch die Frühlingsluft, weiße Falter kreisten langsam um das Gesträuch im Hofe und auf den Pfeilern der Kapelle zwitscherten die Sperlinge.

Der Jüngling trat weiter vor, aber als er nun den ganzen Burghof übersehen konnte, unterdrückte er mit Mühe einen Schreckensruf und blieb wie erstarrt stehen: Da saß ja im Winkel hinter der Kapelle das kopflose Gespenst, und neben ihm blitzte ein breites Schwert im Grase! . . .

„Gott der Heerscharen, laß zerstieben, was nicht auf die Erde gehört", murmelte er mühsam.

Es war der Stoßseufzer, welcher dem Gläubigen in so sonderbarer Lage vorgeschrieben ist. Aber das Gespenst zerstob nicht, und als er genauer hinblickte, mußte er sich sagen, daß es mindestens nicht gar so unheimlich gekleidet sei.

Das Gespenst trug einen braungrauen Waffenrock mit blauen Aufschlägen, eine k. k. Reithose und gespornte Stiefel. Auch lag neben dem Schwert ein Tschako, und das ließ beruhigend den dazu gehörigen Kopf ahnen. Und als Sender nun ermutigt schärfer hinblickte, entdeckte er, daß dieser Kopf in der Tat an der rechten Stelle saß, nur war er so tief gesenkt, daß man ihn kaum gewahrte.

„Ein Furbes", murmelte Sender erleichtert, „da ist gewiß auch eine Köchin in der Nähe."

Aber von einem weiblichen Geschöpf war nichts zu gewahren. Der Soldat war allein und saß unbeweglich da, das Haupt tief hinabgeneigt.

Neugierig schlich Sender näher und stieß unwillkürlich einen leisen Schrei der Verwunderung aus, der Mann hielt ein Büchlein im Schoße!

„Der Furbes liest!"

Sender konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, bei einem Furbes hätte er solche Kunst und Beschäftigung nimmer vermutet. . . .

Der einsame Leser hatte in seiner Versunkenheit den leisen Ruf überhört, er fuhr fort, Blatt um Blatt hastig zu überfliegen. In dem schmalen, kränklichen Gesicht glühten die Wangen, die Augen leuchteten, und nun erhob er die Stimme und las in seltsamem, ergreifenden Ton, fast wie man ein Gebet spricht:

„Ja, ja die deutsche Fahne siegt,
Die halbe Aula ist ja dort —
Der Windischgrätz, trotz allem Mord,
Er hat sie doch nicht untergekriegt,
Die braven Wiener Studenten!

Will's Gott, so wird nun wieder bald
Die teure Fahne aufgerollt
Im Aulahofe: Schwarz-Rot-Gold,
Und lustig bald das Lied erschallt
Von den braven Wiener Studenten!

Er hatte immer lauter gelesen, immer voller und fester klang die Stimme und die letzten Worte hatte er jubelnd gerufen. Aber nun entsank das Buch seinen Händen, er starrte vor sich hin, dann schlug er jählings die Hände vors Gesicht und begann heftig zu weinen.

Sender wird immer erstaunter — von den Worten des Gedichtes hatte er natürlich nichts verstanden. Aber noch mehr als die Rührung des Mannes interessierte ihn die Tatsache, daß dieser lesen konnte.

Zögernd trat er auf den Schluchzenden zu.

„Verzeihen Sie zur Güte," sagte er schüchtern, „ich möchte Sie gerne etwas fragen tun!"

Die Wirkung dieser Worte war eine ungeheure und solchen Effekt hatte Sender jedenfalls nicht erwartet. In tödlichem Schreck zuckte der Soldat empor, sein Antlitz ward leichenfahl und die starren Augen drängten fast aus den Höhlen.

„Was wollen Sie?" rief er endlich und die zitternden Hände krampften sich um das Büchlein zusammen, als müßte er es beschützen.

„Gott!" stammelte Sender nun selber erschreckt. „Nur eine Frage möcht' ich Sie fragen!"

„Was? Wer sind Sie?"

Der Mann war noch immer schreckensfahl und schob das Buch mit zitternder Hand in den Stiefelschaft.

Das gab unserem Sender den Mut zurück.

„Warum erschrecken Sie?" fragte er mit überlegenem Lächeln. „Bin ich ein Räuber? Will ich Sie erschlagen? Nur eine Frage —"

„Was wollen Sie?"

Aber Sender zog es vor, zuerst beruhigend zu wirken.

„Gewiß nichts Böses, Herr Furbes! Sie haben einen Säbel, ich nicht — ich bin wirklich froh, wenn Sie mir nichts tun! Sehen Sie, ich bin so spazieren gegangen, weil heute Sabbat ist, und auf einmal habe ich Sie gesehen, wie Sie sitzen und lesen. Da war ich sehr verwundert. Denn was tut gewöhnlich ein Furbes, wenn er keinen Dienst hat? Geht zu Roth-Moschele, dem Lumpen, in die Schenke, weil man ihn anderswo gar nicht hineinläßt, und trinkt, bis er unter den Tisch fällt. Denk' ich mir, der da ist ein merkwürdiger Furbes, den muß ich in der Nähe anschauen."

„Nun — das haben Sie jetzt getan!"

„Ja — und Sie haben wirklich kein Gesicht, wie die anderen. Ein feines Gesicht haben Sie — ein gutes Gesicht — auf Ehre! Sie werden nicht böse werden, wenn ein armer Jung' Sie etwas fragt! Sie werden mir in Güte antworten!"

Der Soldat hatte sich allmählich beruhigt.

„Fragen Sie!" sagte er milder.

„Gleich! . . . Aber warum sagen Sie „Sie" zu mir? Sie sind wirklich der erste Mensch, der das tut! Ich bin Fuhrknecht gewesen und jetzt bin ich Lehrling bei einem Uhrmacher, und Sender heiß' ich und ein jüdischer Jung' bin ich — zu mir sagt man „du"!"

„Zu mir auch!" erwiderte der Mann und lächelte bitter. „Ich bin ein gemeiner Soldat beim Fuhrwesen!"

„Gott behüte!“ wehrte Sender ab. „Sie sind ja ein Mann, welcher lesen kann! Lesen! Und eben deswegen möchte ich Sie ja etwas fragen — nämlich — also — ist es schwer?“

„Was?“

„Nun — in deutschen Büchern zu lesen! Und in welcher Zeit könnte man es erlernen, wenn man sich sehr viele Mühe gibt?“

Wieder lächelte der Mann, aber es war ein anderes, gutmütiges Lächeln.

„In wenigen Wochen,“ sagte er. „Wollten Sie es lernen?“

„Ich? Ob ich es will?“ rief Sender leidenschaftlich. „Was gibt es auf der Welt, was ich mehr wollte? Nichts! Nichts!“

„Warum?“

„Weil ich ja Komödiant werden muß —“

„Wa—as?“ rief der Soldat erstaunt.

Das Wort war dem armen Sender nur so entfahren. Aber nun blickte er dem Mann ins Gesicht — trotz aller Düsterheit und Trauer blickten die blauen Augen hell und offen, wie die eines Kindes. Und darum faßte sich nun Sender ein Herz.

„Ja,“ sagte er, „Komödiant! Mit einem Menschen wenigstens muß ich davon reden, es drückt mir ja sonst das Herz ab.“

Und er sagte dem wildfremden Menschen alles, alles.

Der Soldat hörte ernst und ruhig zu, nur zuweilen glitt, rasch wie ein Blitz, ein Lächeln über sein bleiches, müdes Antlitz. Aber als Sender endlich fertig war, seufzte er tief auf.

„Gut, mein Junge,“ sagte er, „dir ist zum Glück leichter zu helfen als mir!“

Sender wollte fragen, aber er traute sich nicht — auf dem Antlitz des Soldaten lag ein so tiefes Weh.

„Werden Sie mich nicht verraten?“ wagte er endlich zu bitten.

„Nein — aber du mich auch nicht?“

„Ich?“ fragte Sender, „was kann ich von Ihnen verraten? Sie sind gesessen und haben gelesen und geweint — Ihre Kameraden sitzen bei Roth-Moschele und treiben es wie die Schweine — das ist ja nur eine Ehre für Sie — wirklich!“

„Und wenn du davon erzählst und mein Rittmeister hört es durch einen Zufall, was meinst du, wie er mich dafür belohnt?“

„Weiß ich? — Er wird Sie dafür beloben . . .“

„Beloben?“

Der Soldat lachte bitter und sagte dann langsam, zähneknirschend: „Er läßt mich auf die Bank legen und halb tot prügeln!“

„Beschütz uns Gott!“ rief Sender erschreckt. „Ich werde schweigen wie das Grab! Aber,“ fuhr er zögernd fort, „verzeihen Sie zur Güte — nämlich, ich verstehe das nicht. Bei uns Juden darf man keine deutschen Bücher lesen, weil die Chassidim sagen, daß es eine Sünde gegen Gott ist. Aber Sie sind ja kein Jude — oder ist es auch den Soldaten verboten?“

„Den Soldaten? Nein! Wenigstens den meisten nicht. Aber mir ist es verboten!“

„Ihnen allein?“

„Mir und noch einigen hundert anderen, die derselbe Fluch getroffen hat, wie mich!“

„Ein Fluch? . . . Wer hat Sie denn verflucht? Bei uns verflucht der Rabbi — hat Sie auch ein Geistlicher verflucht?“

„Nein!“

„Wer sonst?“

„Die Reaktion!“

„Wer ist das?“ fragte Sender. „Es scheint — ein Frauenzimmer — Aha! gewiß eine Liebschaft . . .“

Der Soldat mußte lächeln, trotz seiner tiefen Betrübnis. Er schüttelte den Kopf.

„Nein?! Dann müssen Sie es zur Güte entschuldigen.“ bemerkte der Jüngling schüchtern, „aber ich hab's wirklich geglaubt.“

„Es war keine Liebschaft,“ sagte der Soldat, „und die Reaktion ist kein Weib. Aber wollte man sie so abbilden, man müßte eine häßliche Hexe hinmalen, Schlangen ums Haupt und Torturwerkzeuge in den Händen . . .“

„Das versteh' ich nicht — verzeihen Sie zur Güte . . .“

„Und du würdest es auch nicht verstehen, wenn ich es dir auch noch so genau erklären wollte.“

„Hm!“ meinte Sender selbstbewußt, „ich bin gar nicht dumm — auf Ehre! — ganz gescheit bin ich. Probieren Sie's nur — ich werd's schon verstehen. Und dann — vielleicht geht es Ihnen so wie mir, Sie müssen wenigstens einen Menschen haben, mit dem Sie so reden können, wie Ihr Herz will . . .“

Der Soldat nickte traurig.

„Das wäre allerdings ein großes Glück,“ sagte er leise, „ein Glück, nach dem ich mich schon lange schmerzlich sehne . . . Also höre! Hast du nie etwas von der Aula gehört?“

„Es klingt wieder wie der Name von einem christlichen Frauenzimmer,“ sagte Sender zögernd. „Nein, ich habe nie etwas von ihr gehört!“

„Und von der Revolution?“

„Natürlich! Das war ja erst vor vier Jahren. Der Kaiser hat die große Revolution gegeben, — alle Leute haben Lichter in die Fenster gestellt.“

„Das war die Konstitution —“

„Kann sein, daß die auch dabei war, bei uns hat man gesagt: „Die Revolution“. Ich bin damals als Kutscher im Land herumgefahren und hab' mir die Sach' überall angeschaut, ich erinnere mich, als wär's gestern geschehen. So gegen das Frühjahr sind die Leute auf einmal verrückt geworden vor Freude. Warum? Die Studenten in Wien haben dem Kaiser die Fenster eingeworfen, aber er hat ihnen verziehen und ihnen noch obendrein dafür die große Revolution geschenkt. Alle Bauern sollen freie Menschen sein, die Juden sollen gleiche Rechte haben wie die Christen, und jeder Mensch darf Schnaps verkaufen und Tabak bauen! Und die Steuern, hat man erzählt, werden kleiner und hören mit der Zeit ganz auf. Was das für ein Jubel war — nicht zu erzählen! Haben Sie nichts davon gehört?!“

„O doch!“

„Nu also! Auch die Polen sind herumgeritten mit großen Bändern um den Leib und haben geschrien: „Jetzt wird Polen wieder einig!“ Da kommt ein Schreiber vom Kreisamt und bringt den Befehl: Alle müssen sich bewaffnen, damit sie den Kaiser beschützen, denn die Polen wollen vom Kaiser abfallen und der Revolution etwas antun! Was sie ihr antun wollen, hat eigentlich niemand gewußt, aber alle haben sich bewaffnet — mit Säbel, mit Flinten oder mit Heugabeln, und obwohl die Säbel stumpf waren und die Flinten nicht geladen, so hat sich doch jeder vor seiner eigenen Waffe gefürchtet. Aber täglich hat die ganze Gemeinde in der Frühe ausrücken müssen zur Übung, die „Nazenal“ hat das geheißen —“

„Die Nationalgarde?“

„Ja — die „Nazenal“. Viel hätten sie nicht gegen die Polen ausgerichtet, aber zum Glück waren die Bauern da, und haben ihre Sensen gerade gehämmert und gesagt: „Wer sich gegen unseren Kaiser rührt, den schlagen wir tot“. Da sind die Polen plötzlich sehr demütig geworden und haben gesagt: „Es ist alles nur ein Spaß gewesen!“ Und im Herbste hat es sich gezeigt, daß leider auch alles andere ein Spaß gewesen ist — die ganze kaiserliche Revolution, über die man sich so gefreut hat. Der Jud' ist Jud' geblieben, so rechtlos wie früher; die Steuern haben nicht aufgehört, sondern sind im Gegenteil größer geworden als je zuvor; wer Tabak gebaut hat, hat ihn an das kaiserliche Magazin abliefern müssen, und das Recht, Schnaps zu verkaufen, hat den Gutsherren gehört, so wie früher. Nur die Bauern sind frei geblieben und haben die Robot nicht mehr leisten müssen. Man hat erzählt, der Kaiser hat die Revolution wieder zurückgenommen, weil die Studenten noch einmal keck gegen ihn waren. Und dann hat man gehört, die Ungarn schlagen sich mit unseren Soldaten herum, und darauf sind die Russen gekommen, und wie sie zurück sind, ist alles in Ordnung gewesen, und ganz still und ganz ruhig . . .“

„Ja,“ sagte der Soldat mit bitterem Lächeln. „Ganz ruhig — die Ruhe eines Friedhofs. Aber wenn ein Gott im Himmel lebt, so wird es einmal wieder laut werden, sehr laut — und dann wirst du wieder von den Wiener Studenten hören . . .“

„Gut, meinetwegen,“ sagte Sender gleichmütig. „Aber was geht das uns beide an?“

„Mich geht die Revolution an! denn sie war der Stolz und die Freude meines Lebens, und sie ist mein Unglück geworden. Höre — ich selbst war unter jenen Wiener Studenten, welche, wie du meinst, „keck mit dem Kaiser waren“. Und wegen dieser „Keckheit“ haben sie mich anfangs zum Tode verurteilt und dann „aus Gnade“ für Lebenszeit als Gemeinen ins Fuhrwesen gesteckt . . .“

„Für Lebenszeit?!“ rief Sender erschreckt. „Das ist eine furchtbare Strafe! Da sind Sie wahrscheinlich — verzeihen Sie — sehr keck gewesen. Haben Sie dem Kaiser vielleicht — verzeihen Sie — noch einmal die Fenster eingeschlagen?!“

„Bewahre! . . . Niemals!“

„Unserem Bezirksvorsteher ist das dreimal geschehen! Oder haben Sie am Ende gar — aber das wird sich ja niemand trauen — haben Sie ihm die Zunge gezeigt?!“

„Behüte! Mit unserer Ehrfurcht vor dem Kaiser hat die Sache nichts zu tun gehabt. Vielleicht wird sich einst noch zeigen, daß wir die Kaisertreueren gewesen sind, nicht unsere Verfolger! Aber das kannst du nicht verstehen!“

„Nein,“ sagte Sender. „Aber Ihre Strafe verstehe ich, — die ist sehr hart. Und warum haben Sie gerade „Furbes“ werden müssen? Da dienen ja nur die rohesten Leute! . . .“

„Eben um die Strafe zu verschärfen!“

„Und warum dürfen Sie kein Buch lesen?“

„Damit ich mit der Zeit ein Tier werde, dumm und stumpf, damit ich gehorche wie eine Maschine!“

Der Mann schlug verzweiflungsvoll die Hände vors Antlitz.

„Sie armer Mensch!“ sagte Sender, und die Tränen traten ihm in die Augen. „Sie sind wirklich weit mehr zu bedauern als ich. Denn ich weiß noch nicht, was in den deutschen Büchern steht und möchte es nur gerne wissen, Sie aber haben es schon erlernt und müssen es vergessen. Ich kann mir denken — das muß ein großer Schmerz sein! Und dann — jetzt sind Sie ein Furbes, und sonst wären Sie gewiß ein Doktor geworden — nicht wahr?“

Der Soldat nickte.

„Und hätten Leute kuriert.“

„Nein — Doktor der Philosophie — ich wollte Professor werden — Lehrer an einer Hochschule —“

„Lehrer,“ rief Sender, und seine Augen leuchteten. „O wenn Sie —“

Er hielt inne, er wagte es doch nicht zu sagen.

Der Soldat nickte freundlich.

„Ich will dich gerne das Lesen lehren,“ sagte er. „Ob dein Zweck vernünftig ist, weiß ich freilich nicht und kann es nicht entscheiden, aber das bißchen Wissen wird dir keinesfalls schaden.“

Sender faltete die Hände.

„Ich danke Ihnen,“ stammelte er, und die Tränen rannen ihm über die Wangen.

Der Andere schüttelte den Kopf.

„Nein, mein armer Junge,“ sagte er, „vielleicht habe ich dir zu danken. Nun habe ich wieder einen Menschen, mit dem ich sprechen kann, der mich weder quält noch verhöhnt. Und dann — wie oft bin ich da unten auf der Brücke stehen geblieben und habe in die Wellen hinabgesehen, lange — zu lange . . . Es ist gut, wenn man ein Ziel vor Augen hat und sich sagen kann: Es gibt einen Menschen, der dich erwartet, dem du nützen kannst.“

Sender nickte ernst. Er hatte kaum recht verstanden, was der Soldat meinte, aber er wußte: Das ist ein guter Mensch, und es ist ihm weh ums Herz. . . .

Darum wagte er nicht zu sprechen, auch der Soldat schwieg.

Endlich faßte sich Sender ein Herz und fragte: „Entschuldigen Sie zur Güte — werden Sie mich hier unterrichten?“

„Wo sonst?“ war die Antwort. „Es liegt uns beiden daran, nicht gesehen zu werden. Ich habe jeden dritten Tag keinen Dienst, da will ich hierherkommen!“

„Gott lohn' es Ihnen,“ sagte Sender. „Brauche ich eine Fibel, wie sie des Doktors Sohn hat?“

„Gut wär's!“

„Im Laden bei Jossef Grün sind sie zu kaufen, dreißig Kreuzer kostet das Buch. Aber ich trau' mich nicht hin. Man wird mich fragen, wozu ich sie brauche.“

„Nun“, meinte der Soldat, „dann muß es ohne Fibel gehen. Die Buchstaben kann ich dich aus meinem Buche hier lehren, dem einzigen, welches ich besitze.“

Er zog es aus dem Stiefel hervor; ein kleines, abgegriffenes Bändchen mit zerrissenem Deckel.

„Ist das ein Gebetbuch?“ fragte Sender.

„Nein, aber mir hat es mehr Trost gewährt, als wenn es ein Gebetbuch wäre.“

Der Jude nahm es mit ehrfurchtsvollem Staunen in die Hand und suchte nach dem Titel. Er fand ihn natürlich da, wo bei hebräischen Büchern, in denen der Druck von rechts nach links läuft, das Ende zu stehen pflegt.

„Verkehrt gedruckt!“ murmelte er erstaunt.

Aber noch verblüffter ward er, als er im Büchlein blätterte.

„Das ist ja eine Verschwendung“, sagte er, „ein Leichtsinn. Warum sind die Zeilen so kurz, und rechts und links ist doch so viel Raum.“

„Es sind Verse“, belehrte ihn der andere. „Die hat ein edler Mann geschrieben, der mit uns in Wien war. Ich habe das Büchlein auf dem Durchmarsch in Mähren von einem braven Mann bekommen, der Mitleid mit mir hatte. Ein größeres Geschenk hätte er mir nicht machen können! Ich trage das Büchlein beständig bei mir, obwohl das ein großes Wagnis ist Weh' mir, wenn man dahinter kommt!“

„Warum?“

„Warum?“ lächelte der Soldat. „Weil der Mann, der es gedichtet hat, auch zu jenen gehört, welche „keck mit dem Kaiser“ waren. Er ist auch nur durch einen Zufall demselben Schicksal entronnen, das mich getroffen hat, demselben oder einem ähnlichen. Und merke dir's: der Mann ist auch ein Jude!“

„Ah! — wie heißt er?“

„Moritz Hartmann.“

„Auch aus Polen?“

„Nein, aus Böhmen. Auch über deine Glaubensgenossen steht manches gute Wort in dem Büchlein, und du sollst es verstehen lernen!“

„Gut!“ nickte Sender. „Aber auf andere Sachen freue ich mich mehr. Denn auf Juden, wissen Sie, verstehe ich mich auch jetzt schon ganz gut! Also übermorgen, Montag — nach dem Essen komm' ich her!“

„Ich werde pünktlich sein!“ versprach der Soldat.

Sie schieden und gingen auf verschiedenen Pfaden dem Städtchen zu. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Nickel und die 36 Gerechten!

Von Hans J. Rehfisch.

Zur Erstaufführung an der Deutschen Bühne Bydgoszcz am Freitag, 19. November 1926.

Eine ganz erhebliche Aufgabe hat sich unsere Bühne für den heutigen Freitag gestellt, eine Aufgabe, die sie sonst füglich den Danziger Gastspielen überließ. Da aber Gastspiele von Danzig nach Bromberg zu tragen in letzter Zeit ein bängliches Unternehmen geworden ist, was in der Fortsetzung nach gemachter Erfahrung zum Narrenpossen für Bühne und Zuschauer sich auszuwachsen drohte, so mußte man zunächst einmal davon absehen und selber Hand anlegen, was mit diesem neuesten Werk Rehfischs erstmalig Wirklichkeit werden soll. Um es gleich vorwegzunehmen — „Nickel und die 36 Gerechten“ ist ein modernes Bühnenstück. Wer etwa glaubt, zu einer dramatisierten Heiligenlegende zu kommen, wer etwa meint, im hohen Pathos vergangener Zeiten Vergessenheit des Tages zu erleben, der irrt, denn dieses Stück ist eine Komödie, zudem eine Tragikomödie, ein Stück Menschenleben der Gegenwart, wo ein seltsamer, tiefsinniger Gedanke im Mittelpunkt steht, um den herum eine bunte, an naturalistischen Zügen reiche Handlung rankt. Es ist ein Stück, das in seiner Mischung von Volksstück, bewußten krassen Effekten und dichterisch erlebten Stellen wirksame Theaterkost geworden ist. Und daß es das ist, beweisen die vielen Aufführungen an allen Orten, wo deutsche Bühnen sichs zur Aufgabe machen, ihrem Zuschauerkreis zur Kenntnis und Bildung eignen literarischen Urteils das Neueste aus dem Reich der Bühnenliteratur zu übermitteln. Neben den vielen dankenswerten Aufgaben, die unsere Bühne zu erfüllen hat, darf sie von Zeit zu Zeit auch die nicht vergessen, ihren Zuschauern, d. h. dem gebildeten und denkenden Publikum gelegentlich Proben modernster Bühnenliteratur vorzusetzen, lediglich mit der Absicht, nichts zu versäumen, was dem Publikum vereinzelt einmal einen Blick in das moderne dramatische Weltgetriebe geben kann.

Den Autor der Komödie „Nickel und die 36 Gerechten“ haben unsere Zuschauer in seinem „Wer weint um Juckenack?“ als einen beachtenswerten Dramatiker kennen gelernt. Der Kaspar Nickel ist ein rechter Säufer, Raufbold und Nichtstuer. Im Rausche übermütig geworden, wird er Mithelfer bei einem Einbruch, wird verfolgt, angeschossen und kommt aufs Krankenbett. In der Wohnung über ihm stirbt ein geachteter, gottseliger Kommerzienrat, der vielleicht einer jener 36 Gerechten gewesen ist, von denen die biblische Legende spricht, um deretwillen die Sintflut aufgehalten wird. Diese Legende, die Kaspar Nickel auf dem Krankenbette von dem Arzte Dr. Gnadenfeld erfährt, bringt die große Wandlung in seinem Leben. Aus dem Säufer, Raufbold und Nichtstuer wird urplötzlich ein gottseliger Mensch, der da glaubt, die Mission des 36. Gerechten auf sich nehmen zu müssen. Aber der Gerechte muß viel leiden, und so kommt es bei Kaspar Nickel schließlich dahin, daß ihm dieses gerechte Leben zu dumm wird, und als sich gar herausstellt, daß sein großes Vorbild, der selige und nun selig gewordene Kommerzienrat ein Heuchler, ein Betrüger und Zuchthäusler und gar kein Gerechter gewesen war, atmet Kaspar Nickel befriedigt auf und wirft den gerechten Habitus über Bord, froh, wieder Mensch zu sein wie früher. Und als solcher ist seine erste Handlung tatsächlich eine solche, die im höchsten Maße das Urteil „gerecht und selig“ verdient.

Die Tragikomödie des geistigen Menschen schlechthin nennt Rehfisch seine Komödie, er will mit ihr das Schicksal des Menschen zeichnen, der sich mit einer überpersönlichen Mission betraut glaubt. Nickel will seiner vermeintlichen Mission überzeugt Genüge tun, aber unter dem Drucke seiner hohen Mission findet er sich in Widerstreit gebracht mit den Forderungen der primitivsten Ethik. Dieser Kampf Nickels, der entweder zur Vollendung oder zur Aufgabe seiner seelischen Existenz führen muß, kann seiner Umgebung zunächst nicht anders als komisch erscheinen. Erst als Nickel im Bewußtsein des Konfliktes zwischen den beiden Seelen in seiner Brust instinktiv den allgemeinen und unlösbaren Konflikt zwischen den Einrichtungen dieser Welt und dem

Prinzip der ewigen Gerechtigkeit erahnt und sich als Wortführer des Menschlichen überhaupt zu empfinden beginnt, spüren seine Freunde ein Geringes von dem, was in Nickel vorgeht. Doch sehr bald (dritter Akt) fühlt Nickel die Aussichtslosigkeit seines Bemühens, ein Gerechter im Sinne des Ewigen und gleichzeitig ein anständiger Kerl im Sinne des Volkes zu sein — so versucht er in jener Gewitterszene eine Antwort von droben zu erhalten — aber das Ausbleiben einer solchen Antwort, die der wirklich geniale Mensch in einem solchen Augenblicke unfehlbar vernehmen müßte, beweist schlagend, daß Nickel in Wahrheit kein Berufener sein kann. Das Finale des letzten Aktes bringt ihm nun auch praktisch die Erlösung von seinem Wahn und gleichzeitig die Möglichkeit, fortan ein anständiger Kerl in seinem Sinne sein zu dürfen. Nickels Umgebung besteht aus lauter Menschen, die gleichlaufend mit ihm jeder seine eigene Wandlung im Sinne des Gedeihens zu höherer Wahrhaftigkeit durchmachen. Da finden wir unter ihnen Zeisig, einen armen tapferen Burschen, der einen Schuft vom Vater sucht, den er gegen seine eigene Ehrenhaftigkeit zur Strecke bringen muß, um seine Mutter und seine Schwester vor dem Verhungern zu schützen — auch er ist mit einer Mission beladen, die sehr gegen sein eigenes Anstandsgefühl verstößt. Auch Adele ist ein armes Menschenkind, das dem seligen Lamprecht, dem Kommerzienrat, folgen und seinen „Geruch der Heiligkeit" annehmen mußte, weil sie damit in den Bann eines menschenwürdigeren Lebens treten durfte, denn es ihr früheres war. Ihre Liebe zu Nickel ist von tiefer Aufrichtigkeit, wenn sie auch das Sexuelle nicht ganz beiseite stellen kann. Da ist Kulenkampff, der Wachtmeister, ein derber, anständiger Bursche, der in seiner Liebe zu Lori selbst geläutert und gebessert wird, und schließlich Lori selbst, die in ihrer Liebe zu Nickel Anmut, Mutterwitz und Frauenhingabe in reichem Maße offenbaren darf.

So hat Rehfisch mit diesem Werke es verstanden, ein Volksstück in höherem Sinne aus der Seele der Zeit heraus zu schaffen. Es wird dem gereiften Menschen manches sagen können, aber auch nur ihm, denn für die Jugend ist es nicht bestimmt. Dr. T.

Gymnastik in der Tierwelt.

Die bei uns heute zu neuer Blüte gekommene Gymnastik ist keineswegs auf den „homo sapiens" beschränkt, sie ist auch in der Tierwelt vertreten. Die Affen z. B. sind geborene Gymnastiker. In ihren turnerischen Leistungen übertreffen viele Affenarten die Höchstleistungen der besten menschlichen Turner bei weitem. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sie durch ihren ganzen Körperbau zur Ausführung waghalsiger gymnastischer Übungen geradezu prädestiniert sind. Denn während der Mensch zum Greifen nur seine zwei Hände hat, sind dem Affen fünf derartige Glieder gegeben; außer den „Händen" die Greiffüße und der Greifschwanz. Wobei seine Fingerspitzen und die Spitze des Schwanzes mit einem besonders feinen Gefühl von Mutter Natur ausgestattet sind.

Daß das, was viele Affenarten als Kletterkünstler leisten, nicht reine Zweckbewegungen sind — etwa um Jagd auf Beute zu machen —, sondern daß sie sich häufig reiner sportlicher Betätigung hingeben, kann man leicht bei Tieren in der Gefangenschaft erkennen. Brehm beobachtete einmal, wie ein Kapuzineraffe im Walde einen „Weitsprung am Reck" übte, wobei zum „Reck" der weit entfernte Ast eines Padoukbaumes dienen mußte. Dem Affen schien der Sprung zuerst doch etwas zu weit. Er machte dann die Übung über eine halbe Stunde lang, bis sie „klappte".

Unsere moderne Gymnastik empfiehlt, zur Kräftigung des Körpers jeden Morgen nach dem Aufstehen rhythmische Übungen vorzunehmen. Es ist das im Grunde genommen nichts anderes als das, was wir an vielen Tieren wahrnehmen können. Wenn sich der Hund nach dem Schlafe dehnt und reckt, so läuft das auf eine methodische Übung zur Stärkung der Glieder hinaus. Bei manchen Vertretern der Tierwelt hat freilich die von ihnen ausgeübte gymnastische Übung eine ganz besondere Bedeutung. So wird das Giraffenjunge von klein auf daran gewöhnt, mit den Vorderbeinen eine Spreizübung vorzunehmen; ein Beintraining, das auch beim Ballett zur Erlernung des Spagatschrittes geübt werden muß. Da bei der Giraffe diese Gymnastik von Jugend auf getrieben wird, ist das ausgewachsene Tier in der Lage, die langen Vorderbeine so zu spreizen, daß sie fast wagerecht zueinander stehen. Durch diese Spagatstellung sind die Tiere erst imstande, mit der Schnauze aus den Wasserlöchern der afrikanischen Steppe Wasser zu schöpfen. Die gütige Allmutter Natur hat hier also den langbeinigen Tieren mit dem Drang zur gymnastischen Übung die Fähigkeit zur Erhaltung der Art gegeben.

Der sonderbarste Gymnastiker der Tierwelt ist zweifellos der in der Südpolargegend beheimatete See-Elefant, eine Robbenart riesigen Ausmaßes. Dem Walfänger Eßler gelang es, Anfang dieses Jahres einen fünf Meter langen und vierzig Zentner schweren See-Elefanten lebend nach Stellingen zu bringen. Die Robbe gilt bekanntlich als besonders plump und unförmig. Um so mehr ist es zu verwundern, daß diese Riesenrobben schwierige gymnastische Übungen auszuführen vermögen. Sie nehmen gern eine Hochschnellbewegung vor, deren Zweck noch kein Forscher erklären konnte. Ihre Kraft, sich aufzurichten und emporzurecken, ist um so verwunderlicher, als dabei zwei Drittel der schweren Vorderhälfte auf einem ganz geringen Teil der Lenden ruhen und die Tiere bei dieser Übung nie das Gleichgewicht verlieren.

Noch wunderbarer ist die Fähigkeit der See-Elefanten, eine Rückwärtsbewegung mit ihrem schweren Körper vorzunehmen, wobei es sich, was ausdrücklich erwähnt sei, nicht um angelernte Dressurkunststücke, sondern um natürliche Veranlagung handelt. Bei zwei jungen von Eßler eingefangenen Tieren ist die Fähigkeit zur gymnastischen Übung so stark ausgebildet, daß sie in der Rückwärtsbeuge mit der Nase die oberen Flächen der Hinterflossen berühren.

Ein „Mensendiecken" in Reinkultur, wie wir sehen. Sport und Gymnastik ist somit kein Monopol des Menschen. Manche Tiere gehen uns sogar in gesunder gymnastischer Betätigung mit gutem Beispiel voran. Artur Iger.

Lustige Rundschau

* **Im Guten.** „Wenn Se nicht gleich machen, daß Se hier aus meiner Wiese kommen, hau' ich Ihnen die Knochen kaputt!" — „Aber lieber Mann, ich konnte doch nicht wissen, daß man hier nicht durchgehen darf!" — „Na ja, deshalb sag' ich's Ihnen ja auch erst im Guten!"

*

* **Der Besuch.** Aufseher zum Sträfling: „Morgen kommt der Landesfürst ins Zuchthaus . . ." — Sträfling: „Holla! Was hat denn der ausgefressen?"



Scherz-Rätsel.



*

Rätsel.

Hol' eine Hälfte dir vom Räuber
Und füg' daran ein Stück vom Tau,
Dann hast du einen deutschen Namen —
Und zwar den Namen einer Frau!

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 219.

Doppelquadrat-Rätsel:

P	A	P	A	G	E	I
O	S	T	E	N	D	E
C	H	A	R	A	D	E
C	H	E	S	T	E	R
L	A	V	A	T	E	R
F	A	N	F	A	R	E
L	A	U	S	I	T	Z

= Andreasnacht.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.